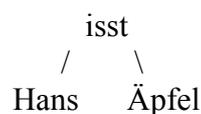


Die deutsche Syntax – Dependenzgrammatik

Das Prinzip der Dependenz wurde vor allem von **Lucien Tesnière** in die moderne Grammatik eingeführt. Tesnière ging es ausschließlich um die inneren Beziehungen der Einheiten, die dem linearen Satz zu Grunde liegen. Diese Beziehungen werden in einer Dependenzgrammatik als Abhängigkeiten beschrieben. Demnach wird der Satz als ein hierarchisch geordnetes Ganzes aufgefasst. Die Satzstruktur liegt für Tesnière nicht in der eindimensionalen Ordnung der linearen Redekette, sondern sie ergibt sich aus den Relationen zwischen den einzelnen Satzelementen. Diese Relation nennt er Konnexion und fasst sie als Abhängigkeitsrelation auf. Sie kann durch ein Stemma (= einen Abhängigkeitsstammbaum) verdeutlicht werden. Dabei entsprechen die Knoten des Stammbaums den Wörtern, seine Kanten den Konnexionen. Der folgende Satz *Hans isst Äpfel* besteht demnach aus fünf Elementen: *Hans*, *isst*, *Äpfel* und zwei Konnexionen.



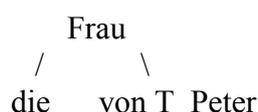
Jedes Stemma enthält einen Zentralknoten als einzigen Ausgangspunkt. Im Satz ist es immer das Verb. Die Fähigkeit des Verbs, eine bestimmte Zahl von Aktanten zu sich zu nehmen, vergleicht Tesnière mit der Wertigkeit eines Atoms und bezeichnet sie als Valenz. Nach der Zahl der Aktanten unterscheidet er avalente, monovalente, divalente und trivalente Verben. Unmittelbar dem Verb untergeordnet, jedoch nicht durch seine Valenz gefordert, sind die so genannten „circonstants“ (Circumstanten = Umstände). Ihre Zahl ist – im Gegensatz zur Zahl der Aktanten - theoretisch unbegrenzt.

Die Konnexionen als grundlegende Beziehungen zwischen den Elementen eines Satzes ordnen diese hierarchisch zu einer Struktur. Sie verbirgt sich hinter der linearen Erscheinungsform der Rede, und es ist die eigentliche Aufgabe der strukturellen Syntax, sie herauszuarbeiten, so dass die mehrdimensionale strukturelle Ordnung sichtbar wird.

Neben der Konnexion bilden zwei andere Erscheinungen die Grundlage der Tesnièreschen Syntax: die Translation und die Junktion.

Die Translation führt Tesnière ein, um Veränderungen der syntaktischen Kategorie von Wörtern in bestimmten Sätzen erklären zu können. Die Translative (t) [das Translativ] sind Wörter, die die Funktion der Translation übernehmen. Sie bilden keine eigenen Knoten im Stemma, sondern sie ermöglichen das Auftreten von anderen Wörtern oder Syntagmen in verschiedenen syntaktischen Kategorien, z.B.: „*le bleu de Prusse*“.

In diesem Beispiel ist *le* Translativ (translatif), das das Adjektiv *bleu* in ein Substantiv verwandelt, und *de* Translativ, das das Substantiv in ein Adjektiv verwandelt. Ein deutsches Beispiel: *die Frau von Peter*



Das von *Frau* abhängige Substantiv *Peter* erfüllt syntaktisch die Rolle eines Adjektivs; diese Rollenübernahme wird durch das Translativ *von* ermöglicht. Hier handelt es sich um eine Translation ersten Grades. Translationen zweiten Grades liegen z.B. in Nebensätzen vor, wo das Verb in die syntaktische Rolle eines Substantivs transferiert wird. Als Translative dienen hier subordinierende Konjunktionen. Die Translation ist also ein Verfahren, das die

Ursprungsfunktion der Hauptwortarten (bei Tesnière: Verb I, Substantiv O, Adjektiv A, Adverb E) qualitativ verändert und erweitert.

Dagegen stellt die Junktion (jonction) eine rein quantitative Erweiterung dar. Sie bezieht sich auf das Verhältnis der Nebenordnung von syntaktisch gleichwertigen Knoten und wird durch Junktive geleistet. (jonctif = das Junktiv; in der Regel koordinierende Konjunktionen der traditionellen Grammatik) Die Junktive (j; = Bindewörter) sind ebenso wie die Translative (= Überführungswörter) „leere Wörter“. Sie (die Junktive) unterscheiden sich von den Translativen darin, dass die ersteren zwischen zwei Nuklei, die letzteren innerhalb eines Nukleus (= Kern) stehen. Als Nukleus (nucléus) wird ein Knoten (noeud) mit semantischer Funktion bezeichnet. Mit dem Begriff des Nukleus ist die Möglichkeit vorgesehen, dass die Knoten eines Stemmas auch mit Wortgruppen belegt sein können.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Tesnière stellt keine neue geschlossene Grammatiktheorie auf, sondern er verfährt nach einer vorgegebenen, wenn auch nicht unreflektierten Theorie und stellt nach ihr einzelne Sätze dar. Eine klare Trennung von Theorie und Metatheorie ist in seiner Darstellung noch nicht vollzogen. Er legt seinen Untersuchungen auch nicht eine einzige Sprache zu Grunde, sondern er nimmt seine Beispiele aus einer großen Zahl von Sprachen. Dadurch gelingt ihm zwar der Nachweis, dass seine drei syntaktischen Relationen zu sog. sprachlichen Universalien gehören und somit für eine Metatheorie der Syntax natürlicher Sprachen grundlegend sind. Diese Auffassung aber, nach der die syntaktischen Kategorien als interlingual konstant, primär und unabhängig gelten, kann mitunter tieferen Einsichten in die Struktur einer Einzelsprache im Wege stehen.

Tesnières Nachfolger haben inzwischen manche Schwächen seiner theoretischen Konzeption beseitigt. So hat der französische Germanist **Jean Fourquet** [übrigens ein ehemaliger Kollege Tesnières: beide haben zur gleichen Zeit an der Universität in Straßburg unterrichtet] die Leitgedanken Tesnières aufgegriffen und sie konsequent weitergeführt. In seinem Buch „Prolegomena zu einer deutschen Grammatik“ (2. Aufl. Düsseldorf 1970, in: Sprache der Gegenwart, Bd. VII) gibt er die Begriffe Wort und Wortklasse auf, denn sie sind nach seiner Meinung die Quelle innerer Widersprüche in der Grammatik. Er arbeitet statt dessen mit dem Begriff „spezifische Einheit“. Darunter versteht er die für die Analyse der modernen europäischen Sprachen syntaktisch relevanten Einheiten. Tesnière behielt – wohl unter dem Druck der Tradition – die Begriffe Wort und Wortart und ihre inhaltliche Definition, ohne viel darauf einzugehen. Fourquet zeigt, dass der inhaltlichen Definition der Wortarten eine Verwechslung mit den Klassen spezifischer Einheiten zu Grunde liegt. Z.B. ist der Numerus nicht, bzw. nicht nur am Substantiv ablesbar, sondern an der ganzen nominalen Einheit:

die guten Männer

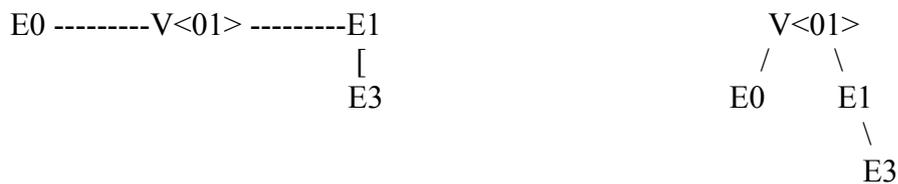
die guten Lehrer

Die nominale Einheit kann freilich auch nur durch ein alleinstehendes Substantiv repräsentiert werden: *Der Mann ist Lehrer*. Dies ist aber nur eine ihrer Sonderformen (besonderen Erscheinungsformen). Für genaue Abgrenzung und Charakterisierung der relevanten Einheiten schlägt Fourquet folgende methodologische Prinzipien vor:

1) Das Wort - als syntaktisch nicht-relevante Einheit - soll systematisch aufgelöst werden. Die Teile des Wortes, die mit dem lexikalischen Kern nicht syntaktisch verbunden sind (z.B. Anzeiger für Tempus, Numerus usw.), werden ihrer funktionalen Stelle im grammatischen Bau (Struktur) zugewiesen.

2) Was vom Wort bleibt, wenn man die Anzeiger für grammatische Kategorien abgetrennt hat, ist ein nacktes lexikalisches Element. Dieses kann einfach (ein Monem) oder zusammengesetzt sein: z.B. *lach-* bzw. *verlach-*. Die Zusammenfügung solcher Minimaleinheiten gehorcht besonderen Gesetzen und ist Gegenstand der Wortbildung, oder richtiger: Lexembildung. Diese Gesetze sind grundverschieden von denen, die das

wird bestimmten Elementen ein höherer (bzw. der höchste) Platz zugewiesen, andere dürfen nur tiefer angesetzt werden. Solcherart gerichtete Konkomitanz nennt man Dependenz (Abhängigkeit). Das dependentielle Verfahren lässt sich durch die Umwandlung des Konkomitanzdiagramms in ein Dependenzdiagramm veranschaulichen:



Hier ist das Verb *abschlagen* höchstes Element oder Regens, weil die meisten Elemente des Satzes zugleich als vom Verb bedingt aufgefasst werden können. Theoretisch lässt sich aber auch einem anderen Element im Satz der Rang des obersten Regens zuweisen. Das dependentielle Prinzip erstreckt sich keineswegs nur auf den deutschen Verbalsatz. Es kann auch auf Wortgruppen sowie auf Texte angewandt werden.

Zusammenfassend: Dependenz liegt vor, wenn Konkomitanz in eine bestimmte (im Diagramm: vertikale) Richtung gebracht worden ist. Diese Ausrichtung ist nicht durch die Sprache vorgegeben, sondern sie beruht auf der Entscheidung des Grammatikers, die wiederum durch den Zweck der grammatischen Beschreibung sowie durch das Kriterium der Einfachheit motiviert ist.

Anmerkung: Formalisierung der Grammatik

Im Grunde handelt es sich bei diesen Bemühungen um einen Versuch, die natürliche Sprache (Objektsprache) mit Hilfe einer Kunstsprache (Metasprache) zu beschreiben. In der europäischen Linguistik hat sich diese aus Amerika kommende Tendenz in den sechziger Jahren durchgesetzt. Die Formalisierung sollte die Linguistik zu einer exakten Wissenschaft machen. Seitdem liefern einige Richtungen der modernen Linguistik (z.B. generative Grammatik, neuere Ausprägungen der Dependenzgrammatik, die Kasusgrammatik der Fillmore-Schule) vorwiegend oder ausschließlich formalisierte Grammatikdarstellungen. {Charles J. Fillmore: Case for Case. In: Universals in Linguistic Theory. Hrsg. Von E. Bach und R.T. Harms. New York 1968, S. 1 – 88. Dt.: Plädoyer für Kasus. In: Kasustheorie. Hrsg. von Werner Abraham. Frankfurt a. M. 1971, S. 1 – 118.}

Die meisten der verwendeten Kunstsprachen stammen aus der formalen Logik oder wurden auf dieser Basis entwickelt. Sie haben gegenüber einer natürlichen Sprache den Vorteil, dass sie einfach, systematisch und widerspruchsfrei sind. Doppeldeutigkeiten und falsche Assoziationen werden bei einer solchen Beschreibung von vornherein vermieden. Allerdings handelt es sich bei einer Formalisierung – und das wird manchmal vergessen – nur um eine Schreibweise. Sie bietet allein keinerlei Gewähr für die Richtigkeit einer Aussage und besitzt auch keinen eigenen Erkenntniswert. Daher ist die allererste Voraussetzung für sowohl konventionelle als auch formalisierte Beschreibungen, dass alle grammatischen Aussagen genau formuliert und auf ihre Gültigkeit hin überprüfbar sind.

Die Gliederung der Gesamtgrammatik in einzelne grammatische Disziplinen

Diese erfolgt am besten anhand folgender Überlegungen:

Die Grammatik beschäftigt sich immer einerseits mit einzelnen sprachlichen Elementen, andererseits mit der Kombination dieser Elemente. Die Regeln für solche Kombinationen sind naturgemäß abhängig von der Art der Elemente, für die sie gelten. Herkömmlicherweise unterscheidet man bereits in der älteren Grammatik (z.B. bei John Ries) Laute, Wörter, Wortgefüge und Sätze. Die entsprechenden Teilbereiche wären also Lautlehre, Wortlehre und Syntax, wobei die Wortlehre in Wortbildungs- und Flexionslehre (Morphologie), die Syntax in Wortgruppen- und Satzlehre zerfallen. In Wirklichkeit aber gibt es kaum ein

Grammatikbuch, das so systematisch aufgebaut wäre. Da sich die Grammatiken vorwiegend an praktischen Zielen orientieren, behandeln sie meistens die Flexionslehre und die Satzlehre in großer Ausführlichkeit, die übrigen Disziplinen hingegen nur oberflächlich. Besonders die Wortgruppenlehre ist in der traditionellen deutschen Grammatik arg vernachlässigt worden.

In der neueren Grammatikforschung geht man – trotz begrifflicher und terminologischer Unterschiede – im Prinzip davon aus, dass die Sprache ein Zeichensystem ist. Jedes sprachliche Zeichen besteht aus einem Signifikat und einem Signifikanten. Das kleinste sprachliche Zeichen, das sich nicht mehr in eine Folge von Zeichen zerlegen lässt, bezeichnet man nach André Martinet als Monem. Moneme weisen also eine lautliche Form und eine Bedeutung auf. Sie lassen sich zwar in kleinere Einheiten zerlegen, die aber selbst – im Gegensatz zu Monemen – keine Bedeutung haben. Sie werden als Phoneme bezeichnet und haben bedeutungsunterscheidende Funktion. Die Liste der Phoneme einer Sprache ist begrenzt. Bereits in diesem Bereich (= phonetisch-phonematische Ebene) gibt es eine Art sprachspezifische Kombinatorik: im Deutschen existiert z.B. die Kombination *flink*, möglich wäre auch **frink*, ausgeschlossen dagegen **fnilk* oder **fnirk*. Die Möglichkeiten der Phonemverbindungen in Monemen tragen also wesentlich zur lautlichen Charakterisierung einer Sprache bei. In der amerikanischen Linguistik spricht man statt von Monemen von Morphemen und unterscheidet freie Morpheme (= A. Martinet: Lexeme) und gebundene Morpheme. Die letzteren zerfallen in die Klasse der Wortbildungsmorpheme (bei U. Engel: Derivanten) und die Klasse der grammatischen Morpheme (U. Engel: Flexeme)

[das Monem, -s, -e; das Morphem, -s, -e; das Flexem, -s, -e; der Derivant, -en, -en]

In der „Syntax der deutschen Gegenwartssprache“ (1. Aufl. Berlin 1977, 3. Aufl. 1994)

werden Moneme als kleinste Einheiten der Wortstruktur betrachtet und damit als kleinste syntaktische Einheiten überhaupt. Die Kombinatorik dieser Elemente sowie die Kombinatorik der Einheiten, die aus diesen Elementen auf höheren Ebenen entstehen (Wörter, Phrasen, Sätze als Verbalphrasen i. w. S., Texte) bezeichnet U. Engel als Syntax. Damit ist Syntax die Kombinatorik der Einheiten des ganzen supraphonematischen Bereichs.

Die Flexematik, die in anderen grammatischen Darstellungen Morphologie genannt wird, ist die Kombinatorik von Flexemen mit Lexemen. Lexeme sind sprachliche Elemente, die einer bestimmten Lexemklasse angehören. Wenn die Flexion als Grundlage der Lexemklassifikation dient, können alle Lexeme zunächst in zwei Klassen eingeteilt werden: flektierbare und nichtflektierbare. Die nichtflektierbaren Lexeme heißen Partikeln. Ihre weitere Subklassifikation kann nur auf Grund syntaktischer Verwendungsweisen erfolgen. Die Flexibilia (= die flektierbaren Lexeme [das Flexibile]) lassen sich in vier Gruppen einteilen. Die Einteilung beruht auf der Kombinierbarkeit dieser Lexeme mit verschiedenen Flexemkategorien.

U. Engel unterscheidet im Deutschen sieben Flexemkategorien:

Kasus, Person, Numerus, Genus, Komparation, Verbal I und Verbal II.

Kasus hat ein viergliedriges Paradigma (Nominativ, Akkusativ, Genitiv, Dativ; angeordnet nach der Vorkommenshäufigkeit im Deutschen) und kommt bei Nomen, Adnomen (= Determinativ + Adjektiv) und Pronomen vor.

Die Kategorie Person hat ein dreigliedriges Paradigma (nach L. Tesnière): Lokutiv (1. Person = Sprecher/-in), Allokutiv (2. Person = der/die/das Angesprochene), Delokutiv (3. Person = der/die/das Besprochene). Sie kommt bei einigen Pronomina sowie beim Verb vor.

Numerus hat ein zweigliedriges Paradigma und kommt bei Nomen, Determinativ, Adjektiv, Pronomen und Verb vor. Die Numeri sind meist morphologisch markiert.

Bei Genus unterscheidet man ein dreigliedriges Paradigma: Maskulinum, Femininum, Neutrum. Die Kategorie kommt bei Nomen, Determinativ, Adjektiv und Pronomen vor. Ein konstantes Genus haben nur das Nomen und einige Pronomina. Bei Determinativ und Adjektiv ist das Genus variabel und richtet sich nach dem Genus des begleiteten bzw. vertretenen Nomens. In der Gegenwartssprache ist das Genus nur selten an der äußeren Form

des Wortes ablesbar, vor allem an Ableitungssuffixen. Die einzelnen Genera haben keine Bedeutung: Genus darf nicht mit Sexus verwechselt werden. Es gibt zwar Überlappungen von Genus und Sexus, sie sind aber vereinzelt und im Grunde nur zufällig.

Komparation hat ein dreigliedriges Paradigma: Positiv, Komparativ, Superlativ. Die Kategorie kommt hauptsächlich bei Adjektiven vor, außerdem auch bei einigen Adverbien. Die Komparationsflexeme (-er, -(e)st) sind immer morphologisch unterscheidbar. Der Positiv erscheint ohne Markanten. Außerdem gibt es suppletive Komparationsformen (*gern > lieber*). Verbal I hat ein fünfgliedriges Paradigma: Präsens, Präteritum, Konjunktiv I, Konjunktiv II, Imperativ. Diese Kategorie kommt (wie Verbal II) nur bei Verben vor. Die mit einem Flexem aus Verbal I verbundenen Verben heißen finite Verben. Verbal I ist in der Regel morphologisch eindeutig markiert. Allerdings hat nicht jedes Flexem aus Verbal I einen eindeutigen Markanten. (Vgl. z.B. Indikativ und Konjunktiv Präsens und Präteritum. Hier treten dann – vor allem in der „indirekten Rede“ - häufig, wenn auch nicht notwendigerweise „Ersatzformen“ und *würde*-Periphrasen auf.) Immerhin kann die Kommunikation auch bei Verwendung mehrdeutiger Formen noch durchaus verlässlich funktionieren.

Verbal II hat ein dreigliedriges Paradigma: Infinitiv, Partizip I, Partizip II. Verben mit Flexemen aus Verbal II heißen infinite Verben. Der Infinitiv kommt hauptsächlich als abhängiges Element innerhalb von Verbalkomplexen vor (*Ich musste arbeiten*), gelegentlich bildet er auch selbst den Verbalkomplex (*Ich hoffe, dich vor ihm zu schützen.*), seltener steht er als Attribut beim Nomen (*die Kunst aufzuhören*). Das Partizip I wird in der Gegenwartssprache ausschließlich als Adjektiv verwendet (*die schweigende Mehrheit, Sie stand schmollend beiseite.*). Das Partizip II erscheint als Bestandteil des Verbalkomplexes (*Er hat gesungen. Nina wird gelobt.*) oder fungiert wie ein Adjektiv (*das verlorene Schaf, Ich bin erschüttert.*).

Auf Grund der aufgezählten Flexemkategorien lassen sich die Flexibilia weiter in Gruppen einteilen. Dabei werden für ihre Definition nur die Kategorien Kasus, Genus und Verbal I benötigt:

1) Lexeme, die mit Verbal I verbindbar sind. Sie heißen Verben. Die Lexemklasse Verb ist mit der Wortklasse Verb identisch.

2) Lexeme, die sich mit der Flexemkategorie Kasus verbinden. Mithilfe der Kategorie Genus lassen sie sich in folgende Gruppen aufgliedern:

a) Eine Klasse von Lexemen, die ein Kasusparadigma hat, aber kein Genusparadigma, weil sie auf ein Genus festgelegt oder genusneutral ist (Substantiva und einige Pronomina: *Tag, Buch, Zunge; ich, wir, jemand, wer, was*, auch einige Kardinalzahlen: *zwei, G. zweier, (mit) zweien, drei, dreier, (mit) dreien*;

b) Die Lexeme, die neben dem Kasusparadigma auch ein Genusparadigma haben, bilden zwei Untergruppen:

Eine Klasse mit einem Genusparadigma und drei verschiedenen Kasusparadigmen im Singular des Maskulinums und Neutrums. Sie entspricht im Großen und Ganzen der herkömmlichen Klasse der Adjektive.

Die restlichen Lexeme dieser Hyperklasse haben ein Genusparadigma und ein oder zwei Kasusparadigmen im Singular des Maskulinums und Neutrums. Hierher gehören vor allem: der definite und indefinite Artikel, das Demonstrativpronomen, das Possessivpronomen und das Relativpronomen.

Lexemklassen – Sie ergeben sich auf Grund der Kombinierbarkeit der Lexeme mit Flexemkategorien:

(L1) Partikeln – unflektierbar

Flexibilia:

(L2) Verben – verbindbar mit der Kategorie Verbal I

(L3.1) – ein Kasusparadigma, kein Genusparadigma (Substantive und bestimmte Pronomina)

(L3.2) – ein Genusparadigma und drei Kasusparadigmen im Singular des Mask. und des Neutr. (Adjektive)

(L3.3) – ein Genusparadigma und ein oder zwei Kasusparadigmen im Sg. des Mask. und Neutr. (Artikel und einige Pronomina)

Diese Klassifikation der Lexeme auf Grund der Flexion berücksichtigt nicht ein wichtiges Gliederungskriterium, das selbst bei herkömmlichen Wortarten eine Rolle spielt: die Kombinierbarkeit mit anderen Lexemen zu größeren Einheiten. Diese Kombinatorik ist so wichtig, dass sie die Grundlage für eine zweite Klassifikation liefert. Da die beiden Klassifikationen nicht auf einen Nenner zu bringen sind, wird bei U. Engel die begriffliche Unterscheidung zwischen Lexem und Wort eingeführt. Das Wort ist ein Lexem in seinem lexematischen Kontext. Da sich Lexeme nicht miteinander kombinieren lassen, ohne dass die flexiblen unter ihnen Flexeme zu sich nehmen, erscheint jedes Wort, sofern es einem Flexibile entspricht, in Form einer Lexem-Flexem-Verbindung. Nur Partikeln [= Unflektierbare] sind als Lexeme wie als Wörter formgleich; aber als Wörter unterliegen sie einer Subklassifizierung. Das Lexem ist also lediglich eine Lexikoneinheit, das Wort ein potentieller Bestandteil eines Syntagmas. Die Wortklassen sind auf Grund ihrer lexematischen Kombinatorik definiert und stimmen mit den Lexemklassen (mit Ausnahme der Wortklasse Verb) nicht mehr durchgehend überein.

Wortklassen:

Verben (V) – Die Klasse entspricht völlig der gleich benannten Lexemklasse und hat eine spezifische Kombinatorik.

Nomina (N) – Hierher gehören mit Ausnahme der genusneutralen Pronomina (*ich, du* u. a.) die Lexeme der Klasse L3.1. (*Buch, Dackel, Tag, Zunge*) Sie lassen sich mit Adnomina kombinieren und können in ihrer Gesamtheit Genitivattribute, Relativsätze und situative Angaben zu sich nehmen.

Adnomina (A) – Es sind Wörter, die mit Nomina kombiniert, aber zum Teil auch allein vorkommen können. Sie lassen sich in Adjektive, Determinative und eine kleine Klasse exklusiver Adnomina (Ae) einteilen.

Adjektive (Aa) – sind vor allem die Lexeme der Klasse L3.2 sowie alle Kardinalzahlen. Im Einzelnen gelten hier verschiedene Kombinationsregeln.

Determinative (Ad) – lassen sich immer mit einem Nomen kombinieren. Sie sind aber nur in begrenztem Maße untereinander verbindbar (z.B. *dieser mein Zeuge*). Es handelt sich um die sog. adjektivischen Pronomina der traditionellen Grammatik.

Pronomina (P) – Die Funktion dieser Wortklasse besteht darin, dass ihre Elemente an die Stelle der Nomina (bzw. der ganzen Nominalphrasen) treten. Es lassen sich hier drei Subklassen unterscheiden (P1, P2, P3)

P1 Die (geschlossene) Klasse umfasst die Elemente *ich, wir; du, ihr; Sie* (als Anredeform für sozial distante Erwachsene). Diese können keine Attribute, wohl aber Relativsätze und situative Angaben zu sich nehmen.

P2 Die (geschlossene) Klasse umfasst die Elemente *er, sie, es*. Sie können Relativsätze und situative Angaben regieren.

P3 Die (geschlossene) Klasse umfasst Elemente *jemand, niemand, wer, was, etwas, nichts*. Die Elemente dieser Klasse können Relativsätze und situative Angaben regieren, außerdem aber Adjektivphrasen in der Form des Singular Neutrum (*jemand Neues, etwas Gutes*). Unter Zuhilfenahme von Nomen, Adjektiv, Determinativ, Pronomen und Verb lassen sich auch die meisten Partikeln nach Wortklassen ordnen. Es sind: Subjunkturen (S), Kopulapartikeln (K), Präpositionen (T), Konjunkturen (U) und eine Restklasse (R).

Subjunkturen (S) sind Elemente, die in ihrer Umgebung mindestens ein finites Verb oder ein Verb im Infinitiv haben. Gemeint sind im Wesentlichen die „unterordnenden Konjunktionen“

der traditionellen Grammatik sowie Infinitivsatz-Einleitungen (*um ...zu, statt ... zu, ohne ... zu*).

Kopulapartikeln (K) Diese kleine Klasse von Partikeln ist mit den „Kopulaverben“ *sein, werden, bleiben, scheinen* kombinierbar. Es handelt sich um die sog. „nur-prädikativen Adjektive“ der traditionellen Grammatik: *quitt, schuld, leid* usw.

Präpositionen (T) Diese Elemente können in ihrer Umgebung immer ein Nomen in spezifischem Kasus haben. (Die Abkürzung T nach Tesnières Translativ gewählt.)

Konjunkturen (U) sind Partikeln, die im konexionellen Bereich symmetrische Umgebung haben. Sie verbinden gleichartige Konstrukte – Äußerungen, Sätze, Phrasen, Wörter. Es sind die „nebenordnenden Konjunktionen“ der traditionellen Grammatik (*und, aber, denn* u. a.), aber auch Wörter wie *deshalb, demzufolge* (Konjunkionaladverbien), die immer Sätze verbinden, sowie die Partikel *auch* und bedeutungsverwandte Wörter.

Restklasse (R) Diese Partikeln können nur behelfsweise auf Grund semantischer Kriterien subklassifiziert werden. So lassen sich Wörter mit Verweisfunktion ausgliedern (*da, darüber* u. a.), existimatorische Elemente (*wohl, vermutlich, zwar*) sowie negierende Elemente (*nicht, keineswegs*).

Wortklassen – Sie ergeben sich auf Grund der Kombinierbarkeit der Lexeme mit anderen Lexemen zu größeren Einheiten:

- 1) Verben
- 2) Nomina
- 3) Adnomina:
 - a) Adjektive
 - b) Determinative
 - c) exklusive Adnomina (*all die vielen Schmetterlinge*)
- 4) Pronomina:
 - a) P1 (*ich, wir, du, ihr, Sie*)
 - b) P2 (*er, sie, es*)
 - c) P3 (*jemand, niemand, wer, was, etwas, nichts*)
- 5) Subjunkturen
- 6) Kopulapartikeln
- 7) Präpositionen
- 8) Konjunkturen
- 9) Restklasse

Wortgruppen

Auf dem Weg vom Wort zum Satz hat die Syntax als Kombinatorik des supraphonematischen Bereichs zunächst die Ebene der Wortgruppe zu berücksichtigen. Auf dieser Ebene gelten bekanntlich andere Kombinationsregeln als im Bereich der Wortstruktur. Als Beispiel einer Klassifikation der Wortgruppen wird hier wiederum die Darstellung in der „Syntax der deutschen Gegenwartssprache“ kurz referiert.

Der Spatz sitzt auf dem Dach.

Dieser Satz enthält eine Präpositionalgruppe *auf dem Dach*. Die gesamte Gruppe wird sozusagen von außen her durch das Verb *sitzt* regiert. Der Terminus Regens soll diesem extern regierenden Element vorbehalten bleiben. Das intern regierende Element der Gruppe, die Präposition *auf*, wird mit dem Terminus Nukleus (= Kern) belegt. Man kann die Wortgruppen – sozusagen kontextfrei – nach ihrem Nukleus benennen. Solche nach dem Nukleus benannten Konstrukte heißen Phrasen. Theoretisch gibt es so viele Klassen von Phrasen wie Wortklassen. Die zitierte Darstellung rechnet daher mit Verbalphrasen,

unterscheidet man z.B. bei der Wortklasse Verb absolute Verben, Akkusativverben, Dativverben, Genitivverben usw. Aber solche auf Teile der Wortklasse beschränkte Rektion existiert auch bei Substantiven und Adjektiven. Es heißt z.B. *Hoffnung auf Frieden* aber nicht * *Gewissheit auf Frieden*. Ähnlich bei Adjektiven: *gierig nach Ruhm*, *zufrieden mit Thomas*. [Die herkömmliche Grammatik spricht beim Verb von Satzgliedern, bei Substantiven und Adjektiven gewöhnlich von Attributen.] Diese auf Teile von Wortklassen beschränkte Rektion heißt (bei U. Engel) Valenz. Damit ist Valenz gleich subklassenspezifische Rektion. Im Zusammenhang mit dem Begriff der Valenz ist auch die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben zu sehen.

Ergänzungen sind Glieder, die nur von bestimmten Elementen einer Wortklasse abhängen, d.h. m. a. W. es sind subklassenspezifische Glieder.

Angaben sind Glieder, die von allen Elementen einer Wortklasse abhängen können.

Beispiel:

Die Nominalphrase *das Bedürfnis nach Sicherheit in unserer Zeit* besteht aus dem Nukleus *Bedürfnis* und zwei Satelliten, die beide Präpositionalphrasen sind. Die erste kann nur bei einigen wenigen Nomina wie *Ruf*, *Wunsch*, *Sehnsucht* vorkommen (*Ruf nach Sicherheit*, *Wunsch nach Sicherheit*, *Sehnsucht nach Sicherheit*). Die zweite Präpositionalphrase *in unserer Zeit* ist im Prinzip bei jedem beliebigen Nomen denkbar.



Nach dieser Auffassung sind Ergänzungen und Angaben keineswegs nur auf den Bereich der unmittelbaren Verbdependentien beschränkt. Vielmehr können sie theoretisch bei beliebigen Wörtern als Dependentien vorkommen. Faktisch hat man mit Ergänzungen und Angaben bei Adjektiv, Nomen und Verb zu rechnen (Adjektivergänzung, -angabe, Nominalergänzung, -angabe, Verbergänzung, -angabe). Die hier getroffene Abgrenzung zwischen Ergänzung und Angabe ist nicht identisch mit der zwischen notwendigen und weglassbaren Gliedern.

Notwendig ist dann jedes beliebige Element des Textes, wenn sein Fehlen verhindern würde, das Gemeinte adäquat auszudrücken. Umgekehrt ist im kommunikativen Sinne letzten Endes fast alles weglassbar, wenn die fehlenden Teile eines Satzes in der konkreten Situation ohne weiteres ergänzt werden können. So verstanden hat das Begriffspaar „notwendig – weglassbar“ mit dem Begriffspaar „Ergänzung – Angabe“ nichts gemein. Eine andere Dichotomie ist „obligatorisch – fakultativ“. Obligatorisch sind Elemente, deren Elimination zu grammatisch unkorrekten Sätzen führt, während sie bei fakultativen Gliedern ohne weiteres möglich ist. Hier gilt folgendes:

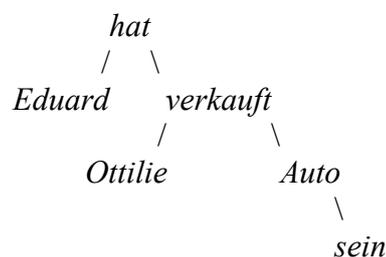
Obligatorische Glieder sind immer Ergänzungen. Angaben sind immer fakultativ. Ob fakultative Glieder Angaben oder Ergänzungen sind, kann durch Feststellung ihres Regensbereichs entschieden werden (möglich bei jedem Element der Wortklasse = Angabe; möglich nur bei einem Teil, d.h. subklassenspezifisch = Ergänzung).

Auf Grund dieser Erwägungen lässt sich auch der Begriff Satzglied neu definieren, und zwar als logische Summe von Verbergänzungen und Verbangaben. Dagegen sind Attribute Ergänzungen oder Angaben, die von nichtverbalen Wörtern abhängen.

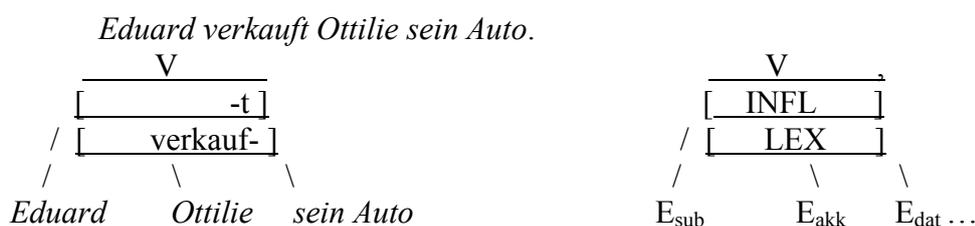
[Attribute = Ergänzungen + Angaben

Satzglieder = Ergänzungen + Angaben auf Satzebene]

Eine detaillierte Ausarbeitung des Dependenzprinzips und seine Anwendung auf die Darstellung der hierarchischen Struktur des Satzes sowie ihre lineare Abbildung präsentiert die „Syntax der deutschen Sprache“ von **Hans-Werner Eroms** (Berlin / New York : de Gruyter 2000). Sie behebt die bis dahin existierenden Mängel der dependentiellen Grammatik. Aus unseren bisherigen Ausführungen ergibt sich, dass sich die Dependenzgrammatiken ganz auf die Erfassung der hierarchischen Struktur des Satzes konzentrieren. Die lineare Anordnung in diesen Strukturen, die in den generativen Grammatiken eine primäre Rolle spielt, ist hier ein nachgeordnetes Problem. Die Grundidee ist dabei, dass im Satz Wörter bestimmter Wortarten Wörter anderer Wortarten regieren, oder anders formuliert: dass die Wörter im Satz so angeordnet sind, dass sich zwischen ihnen Verbindungslinien fassen lassen, die ihre Funktion steuern. Diese Linien – im Stemma als Kanten dargestellt - ermöglichen als wirkliche Verbindungsstränge (Konnexionen) überhaupt erst die Bezüge der Wörter aufeinander. Ihre materielle Entsprechung ist – zumindest teilweise – die über den Wörtern liegende Intonationskontur, denn die syntaktische Komponente der Intonation ist der die Wörter zusammenfassende Strang. Wenn das Verb den Satz organisiert, erscheint das Subjekt zunächst als ein „Mitspieler“ (Aktant) wie die anderen auch. Zwar gibt es im Deutschen auch subjektlose Konstruktionen wie „das unpersönliche Passiv“ (*Dem Kranken kann geholfen werden.*) sowie subjektlose Sätze (*Mich friert. Mir ist kalt. Mich gruselt. Mich / mir graut vor dir. Mir schwindelt. Den Wanderer / Ihn schaudert.*), doch sind die subjektenthaltenden Sätze der Normalfall. Dabei ist die Sonderstellung des Subjekts als unmarkiertes thematisches Element auch textuell wohlbegründet (vgl. Thema-Rhema-Gliederung). Sie kann auch dependentiell zum Ausdruck gebracht werden, wobei sie eine sinnvolle Erweiterung des Dependenzprinzips auf die morphematische Ebene ermöglicht. Wenn das Verb in den lexikalischen und den grammatischen Teil zerlegt wird, was in seinen periphrastischen Formen (= Perfekt-, Plusquamperfekt- und Futurformen sowie Modalverbstrukturen) tatsächlich geschieht, so bindet der lexikalische Teil die Ergänzungen in obliquen Kasus (= die engere Verbalphrase), das Finitheitsmorphem (= der Verbmorphemkomplex, der INFL-Phrasenkopf der GTG) ist die unmittelbare Anbindungsstelle für das Subjekt.



Analog ist auch die Analyse der synthetischen Verbformen:



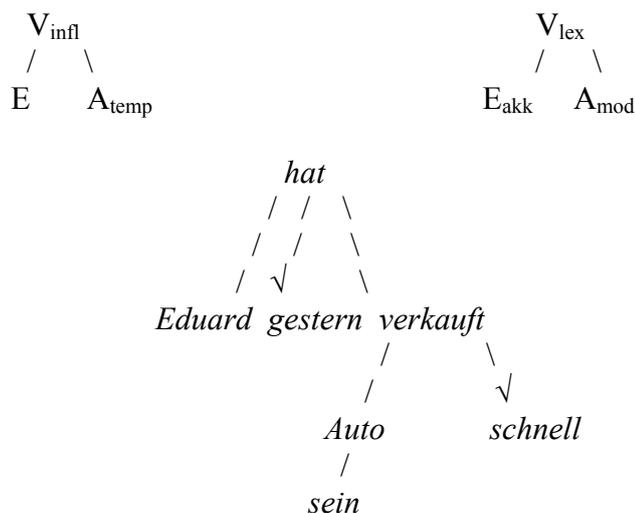
Diese Analyse wird auch dem Valenzbegriff besser gerecht: Versteht man die Valenz als subklassenspezifische Rektion, so ist das Subjekt – mit Ausnahme der angeführten subjektlosen Konstruktionen – nicht subklassenspezifisch, sondern sein Auftreten wird unmittelbar durch das Finitivmorphem bedingt (vgl. auch die Infinitivkonstruktionen). Die Subjektsbindung unterscheidet sich von den Bindungen anderer Ergänzungen. Da sich jedoch der Valenzbegriff partiell mit dem traditionellen Rektionsbegriff überschneidet, können auch Gesichtspunkte der Rektion für die Bestimmung der Köpfe herangezogen werden. Für die Verbalphrase sind folgende Kriterien relevant:

1. Morphologisches Kriterium: Der Kopf bestimmt die morphologische Form der abhängigen Glieder. Danach ist in der inneren Verbalphrase das Verb für die kasuelle Form des Substantivs verantwortlich. (*Er liebt Bücher / *Büchern.*)
2. Semantisches Kriterium: Das allgemeinste semantische Kriterium ist die Funktor(Prädikator)-Argument-Relation. Danach bestimmt bei verbalen Prädikaten dieses die Zahl der Leerstellen. Es regelt den Stelligkeitstyp.
3. Syntaktisches Kriterium: Hier lässt sich das Subkategorisierungsprinzip heranziehen. Dasjenige Element, das das Verhalten anderer lexikalischer Klassen bestimmt, ist der Kopf. Danach bestimmt wiederum das Verb, was in den folgenden Sätzen stehen darf. Es regelt die Form der Stellenbesetzung. (*Er glaubt die Geschichte. / Er glaubt, dass er Recht hat. # Er kennt die Geschichte. / * Er kennt, dass er Recht hat.*)

In der äußeren Verbalphrase erfolgt hingegen die Kasuszuweisung ‚Nominativ‘ an die E_{sub} , (das Satzsubjekt) durch das INFL-Morphem des Finitivs, die Kasus der inneren Verbalphrase werden sodann durch die infiniten Formen zugewiesen. Insgesamt sind die Kasusverhältnisse im Deutschen sehr komplex, es kann aber auch bei einem dependentiellen Ansatz der Akkusativ als unmarkierter Objektskasus betrachtet werden. Die Kasusregelung generell ist davon nicht betroffen, für die Ergänzungen im reinen Kasus erfolgt sie aus dem Verb.

Präpositionale Ergänzungen verhalten sich anders, denn Präpositionen haben selber Kasusforderungen. So lässt sich bei präpositionalen Ergänzungen davon sprechen, dass das Verb die Präposition - analog einem reinen Kasus - regiert und ein Kasus dann intern aus der Präposition an das Nomen zugewiesen wird.

Mit dem Valenzprinzip lassen sich die beiden verbalen Phrasen auch mit der Bindung der Angaben erweitern. Angaben, die sich auf die engere Verbalphrase beziehen, sind z.B. die Modalangaben, temporale Angaben beziehen sich auf die äußere:



Anstelle von einwortigen adverbialen Angaben können auch Präpositional- oder Nominalphrasen stehen: *vor der Kneipe, am Morgen, mit Vergnügen, den ganzen Tag.*

Weder die Setzung der Präposition, noch die Kasuszuweisung ist dabei durch das Verb bedingt. Die lockere Bindung von Präpositionalphrasen zeigt sich im unterschiedlichen syntaktischen Verhalten. Während sich z.B. eine Direktionalergänzung in der Wortstellung wie eine E_{akk} verhält und nur in markierter Verwendung an die Satzspitze tritt, kann eine Lokalangabe unmarkiert an der Satzspitze vorkommen:

Ich sehe einen Mann. (E_{akk})

Die Maus läuft unter den Tisch. (E_{dir})

Unter den Tisch läuft die Maus.

Unter dem Tisch (A_{lok}) läuft eine Maus.

(Im Einzelnen kommen verschiedene Angabentypen vor.)

Analog zu den Verbalphrasen verhalten sich:

1. Adjektivphrasen (AdjP)

a) Prädikativ verwendete Adjektivphrasen sind Verben sehr ähnlich.

/	ähnlich	√
/	Bruder	außerordentlich
/	seinem	

b) attributiv verwendete Adjektivphrasen

/	gewachsene	/	ähnliche
/	hoch	/	ihm
		√	außerordentlich

2. Nominalphrasen (NP)

Es sind zunächst Abstrakta und Konkreta zu unterscheiden. Bei Verbalabstrakta kann davon ausgegangen werden, dass sie ihre Valenz von den zugrunde liegenden Verben geerbt haben.

Der Verkauf an Ottilie erfolgte rasch.

Die Betreuung der Alten ist wichtig.

Ob auch andere Abstrakta und auch Konkreta über notwendige Attribute (Adjunkte) verfügen, ist umstritten.

Die Theorie der Geldwirtschaft ist kompliziert.

Der Bruder seines Vaters ist schon sehr alt.

Von den Adjunkten als Ergänzungsäquivalenten sind die eigentlichen Attribute abzuheben.

Sie sind frei hinzufügbare sowie weglassbar, so dass sie in dieser Hinsicht den Angaben bei den Verben entsprechen. Etwaige Restriktionen dabei sind allenfalls semantisch motiviert.

die sorgfältige, verantwortungsbewusste Betreuung der Alten

der schnelle Verkauf

der große Baum im Garten

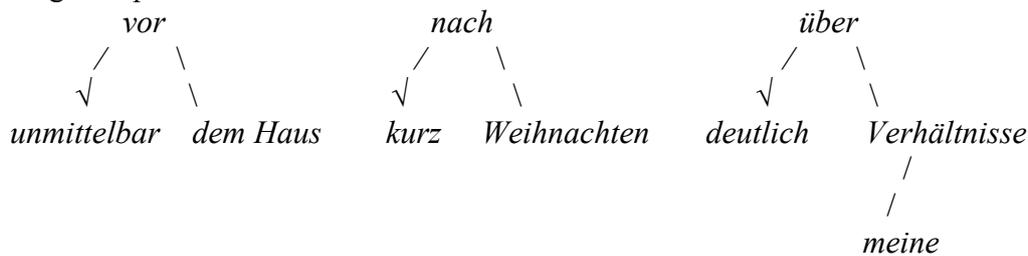
Im Prinzip ist die Dichotomie Ergänzung / Angabe, d.h. Valenzbindung und Valenzunabhängigkeit bei den Nominalphrasen gut begründbar.

3. Präpositionalphrase (PP)

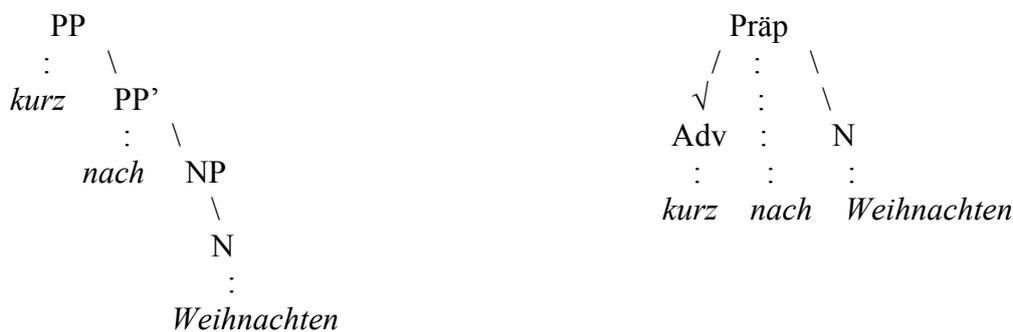
Der Regensstatus von Präpositionen ist unbestritten. Sie binden eine Nominalphrase.

vor	nach	über	zwischen
/	/	/	/
dem Haus	Weihnachten	meine Verhältnisse	Ostern – und - Pfingsten

Für die Bestimmung der Analogie zu anderen Phrasen ist es wichtig, dass auch Angabeäquivalente vorkommen:



Die Präpositionalphrase ist hier um ein spezifizierendes Adverb erweitert, das als Angabe zu dieser Phrase betrachtet werden kann. Dies ist eine viel einfachere Lösung, als wenn das Adverb wie in der konstitutionellen Darstellung als phrasenkonstituierend analysiert wird. Eine konstitutionelle Darstellung sieht im Vergleich mit einer dependentiellen wie folgt aus:

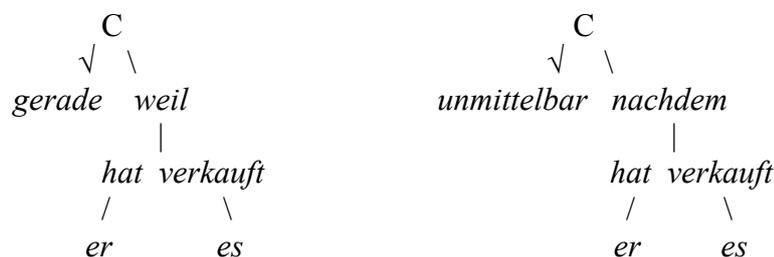


4. Subjunktionalphrasen (Nebensätze, CP)

Subjunktionen eröffnen eine Leerstelle, die obligatorisch zu besetzen ist. Es gibt solche, die eine verbale Leerstelle besetzen, wie *dass-* und *ob-*Sätze, und solche, die in eine Angabeposition eintreten:

dass / ob; ... weil / obwohl / nachdem / bis / falls ... er es verkauft hat

Die Subjunktionen stehen obligatorisch linksperipher, während die von ihnen zunächst gebundene äußere Verbalphrase ihren Kopf rechtsperipher hat. C-Phrasen, [C bzw. COMP = complementizer = Nebensatzkonjunktion] Nebensätze, bilden Strukturen, die semantisch bis auf die fehlende Illokution vollständig sind. Auch die C (omplementizer) lassen A(ngabe)-Äquivalente zu, allerdings nur selten:



5. Sätze

In den herkömmlichen Dependenzgrammatiken [bei Tesnière angefangen, über Engel (1988, 1994), Tarvainen (1981), bis zu Weber (1992) und Heringer (1996)] wird vom Verb als dem hierarchisch am höchsten stehenden Wort ausgegangen. Dass das Verb den Hauptteil des Satzes organisiert, ist nicht zu bestreiten. Aber die hierarchischen Verhältnisse an der Satzspitze sind damit nicht ausreichend beschrieben. Deshalb will H.-W. Eroms [in Anlehnung an Jürgen Kunze: Abhängigkeitsgrammatik, Berlin 1975] nicht das Verb, sondern S an die Satzspitze stellen. (S. 92 ff.)

